

Neue Zürcher Zeitung

Weshalb Zürcher Gymnasiasten seit drei Jahrzehnten Japanisch lernen – und das exotische Freifach jetzt sogar boomt

«Mit Japanisch wirst du es weit bringen», hiess es noch in den achtziger und neunziger Jahren. China war damals weit weg. Aber warum lehren Gymnasien heute noch Japanisch?

Lena Schenkel

07.06.2021, 05.00 Uhr



Maneki-neko, die glücksbringende japanische Winkekatze, grüsst in Form einer Handy-Hülle aus der Hosentasche einer jungen Frau, fotografiert im April 2021 in Zürich.

Gaëtan Bally / Keystone

«Wandtafel wa nihongo de nan desu ka?» Was heisst Wandtafel auf Japanisch? Es ist Dienstagmittag am Gymnasium Freudenberg im Zürcher Enge-Quartier. Die Schülerinnen und Schüler in Raum 211 versuchen, ihr Klassenzimmer zu beschreiben und Gegenstände darin zu verorten. Der Lehrer notiert die Begriffe in lateinischer Schrift an der Tafel: tsukue – Tisch, tokei – Uhr, burakku boodo – Tafel.

Seit dreissig Jahren wird am Freudenberg und an der unmittelbar benachbarten Kantonsschule Enge Japanisch gelehrt. Während Arabisch oder Hebräisch längst wieder vom Stundenplan verschwunden sind, ist die asiatische Fremdsprache bei den Schülern anhaltend beliebt. Fürs kommende Schuljahr haben sich sogar doppelt so viele angemeldet wie bisher; der Kurs wird mit 18 Teilnehmern fast schon auf reguläre Klassengrösse anwachsen.

Warum ausgerechnet Japanisch, und weshalb ist das Fach nie aus der Mode gekommen?

Die Macht der Wirtschaft

1989 sind Japans goldene Zeiten eigentlich schon vorbei, aber in den Köpfen im Westen hat das Wirtschaftswunderland wenig von seinem Glanz eingebüsst. Schweizer Geschäftsleute staunen bei ihren Business-Trips oder als Expats über eine hoch modernisierte Gesellschaft. Viele Eltern dürften ihren Söhnen und Töchtern damals gesagt haben, was heute fürs Chinesisch gilt: Willst du künftig Geschäfte machen, lernst du vorzugsweise Japanisch.

So kommt es, dass im Herbst 1989 drei Schülerinnen und sechs Schüler des alt- und neusprachlichen Langgymnasiums Freudenberg ein Gesuch um einen Japanischkurs stellen. Der Vorstoss löste einige Bedenken aus, wie dem damaligen Jahresbericht der Schule zu entnehmen ist. Braucht es wirklich ein zehntes Sprachfach? Wer soll es finanzieren, wer es lehren?

Doch die Gymnasiasten setzen sich durch. Sie dürfen ihr Anliegen sogar persönlich beim Kanton vortragen. Dieser sieht «keinen Grund, lernwillige Schülerinnen und Schüler von weiterer Arbeit abzuhalten». Der Erziehungsdirektor soll sich persönlich beim Rektor für sie starkgemacht haben. Nach einem Pilotversuch wird das Freifach im Frühling 1991 dauerhaft eingeführt.

Ein passionierter Sprachpionier

Dass Japanisch überhaupt gelehrt wird, ist nicht selbstverständlich. Die Sprache sei nicht lernbar, hiess es hierzulande lange. Daran erinnert sich der damalige Japanischlehrer Heinrich Reinfried noch gut. Als Gymnasiast weckt just dieser Fatalismus seinen Ehrgeiz, die Sprache zu lernen, und er besorgt sich ein japanisches Grammatikbuch. Auf einer Zugfahrt in der Schweiz freundet er sich mit einer japanischen Familie an. Sie unterrichtet ihn erst privat und vermittelt



Heinrich Reinfried.
PD

ihm später einen Arbeits- und Studienaufenthalt in Kyoto und Osaka.

Dort erstaunen ihn fließend Japanisch sprechende amerikanische und indische Mitbewohner. Die Sprache ist also sehr wohl lernbar. Wegen des grossen Wortschatzes und der fremden Schriftzeichen in drei verschiedenen Alphabeten dauert es bloss sehr lange, wie Reinfried heute weiss. Etwa doppelt so lange wie zum Beispiel Französisch- oder Spanischlernen, sagt er.

Doch an den Universitäten interessiert man sich damals, wenn überhaupt, vor allem für die Kultur des Landes und weniger für die Sprache. Diese wird in erster Linie als Mittel zum Zweck, fürs Übersetzen literarischer Werke, benötigt. In Zürich wird Japanologie sogar erst ab 1970 gelehrt, weshalb Reinfried in London studiert.

«Man interessierte sich lange eher für die toten als für die lebendigen Japaner», sagt Reinfried. Auch in Japanischkursen für Geschäftsleute waren laut ihm eher Samurai und Sushi als die Silbenschrift das vorherrschende Thema.

Ein kalkulierter Hype?

Reinfried sprang gewissermassen in die Marktlücke. Als Lehrer der japanischen Geschichte am Ostasiatischen Seminar verlagerte er sich zunehmend auf den Sprachunterricht seiner Studenten und später eben auch von Gymnasiasten und Geschäftsleuten. Er führte sie in die japanische Alltagssprache ein. Und die Nachfrage stieg stetig.

Die «Entdeckung» Japans sei auch im Interesse der Schweiz gewesen, sagt Reinfried. Spätestens nach der gescheiterten EWR-Abstimmung 1992 habe man fieberhaft nach neuen Absatzmärkten und Handelspartnern gesucht und sei in Japan fündig geworden. Wirtschaftsvertreter hätten die Bevölkerung gezielt für Japans Kultur begeistern wollen – zum Beispiel mit einem Festival 1993 in Zürich.

Ohne den damaligen «Japan-Hype», wie er es nennt, wäre seine Karriere wohl anders verlaufen. Inzwischen von seinen Anstellungen an Schulen und Hochschulen pensioniert, unterrichtet der 75-Jährige nur noch privat an einer von ihm gegründeten Sprachschule.

Vom Schüler zum Lehrer

Reinfrieds «Kompaktlehrgang Japanisch» liegt aber immer noch auf den Pulten am Freudenberg. Vor Lektionsbeginn amüsieren sich zwei Schülerinnen über den Begriff «kompakt» – das Werk ist immerhin 338 A4-Seiten stark. Doch mit den von Reinfried entwickelten Satzbautafeln dürften auch sie effizient Japanisch lernen und vor allem schnell einige erste Sätze sprechen können.

So wie dies einst Reinfrieds Schülerinnen und Schüler taten, die sein Werk an den Hochschulen und den Gymnasien weitertragen. An den Kantonsschulen Freudenberg und Enge ist es Urs Helfenstein. Der 45-Jährige bezeichnet das Unterrichten als sein Hobby. Vormittags arbeitet er in einer Grossbank, mittwochabends sitzt er für die SP im Gemeinderat. Daneben ist er Behördendolmetscher auf Abruf und paukt selbst Russisch und Hebräisch.

Im Kreis 5 unter Migrantenkinder aufgewachsen, habe er seine Einsprachigkeit immer als Nachteil empfunden, sagt er rückblickend. Am Gymnasium lernte er Englisch, Französisch und Italienisch. Sobald dies möglich war, wollte er auch



Urs Helfenstein.
PD

Russisch belegen, die exotischste Sprache, die er kannte – bis Japanisch am Horizont auftauchte. Weil er fleissig war, machte er schnell Fortschritte und versprach sich dadurch einen Vorsprung, wenn er Japanologie studierte. Dieser ist dann innert Wochenfrist dahingeschmolzen, wie er sich mit einem Lachen erinnert, aber dem Fach und der Sprache ist er trotzdem treu geblieben.

Ist es also die Exotik der Sprache, die den Reiz über drei Jahrzehnte aufrechterhielt – oder sind es die leidenschaftlichen Lehrer?

Wie schon Reinfried setzt auch Helfenstein auf die Eigenverantwortung und die Motivation seiner Schüler und lässt ihnen viele Freiheiten. Es gibt weder Prüfungen, noch ist er ihnen böse, wenn sie einmal schwänzen. «Ich gratuliere ihnen vielmehr, dass sie gelernt haben, Prioritäten zu setzen», meint er dazu; die obligatorischen Fächer gingen schliesslich vor.

Das Fach sei einfach immer angeboten worden, mutmasst Urs Helfenstein auf die Frage, weshalb es nie aus der Mode gekommen sei. Es hätte wohl genauso gut Albanisch oder Koreanisch sein können, sagt er.

Die Macht der Kultur

Seine Schüler sagen etwas anderes, aber fast alle dasselbe: Anime, die japanischen Zeichentrickfilme, und die Manga genannten japanischen Comics hätten sie dazu motiviert, die Sprache ihrer gezeichneten Helden lernen zu wollen. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb vor allem Schüler des musischen Liceo Artistico, quasi des Tochtergymnasiums des Freudenbergs, im Zimmer sitzen. «Und weil eine zusätzliche Fremdsprache nie schadet», fügt eine der Schülerinnen an. Aber nein, Koreanisch hätten sie wohl eher nicht gewählt, sagen die meisten.

Den Japanologen Reinfried überrascht dieser neuerliche Japan-Hype nicht. Es amüsiert ihn eher, dass sich dessen Vorzeichen gewissermassen umgekehrt haben. Früher sei es die Schweizer Wirtschaft gewesen, die aus einem ureigenen Interesse heraus gezielt versucht habe, für Japans Kultur zu begeistern. Spätestens seit den neunziger Jahren sei es Japan, das sich nach seinen Wirtschaftswunderjahren als kulturelle Marke positionieren wolle und seine Populärkultur kalkuliert im Westen bewerbe, um «soft power» zu demonstrieren und seine Exportkraft zu steigern. Der Trick, so Reinfried, habe offensichtlich funktioniert.